

Verpönte Schönheit

Gibt es noch einen Konsens in ästhetischen Fragen? Und wer könnte ihn bestimmen?
Damit wird sich die Bayerische Akademie der Schönen Künste in den kommenden Wochen beschäftigen

VON MICHAEL STALLKNECHT

Auch Kritiker finden manchmal etwas schön, kennen den Moment, in dem ein Film, ein Roman, ein Kunstwerk oder eine musikalische Komposition eine formale Vollkommenheit und inhaltliche Dichte erreichen, für die „schön“ der angemessenste Begriff wäre. Doch „Schönheit“ hat als Beschreibungskategorie von Kunst, in den Feuilletons und sonst an den Orten „höherer“ Kritik, ausgedient. Also schreibt man dann lieber doch nicht, dass etwas schön sei.

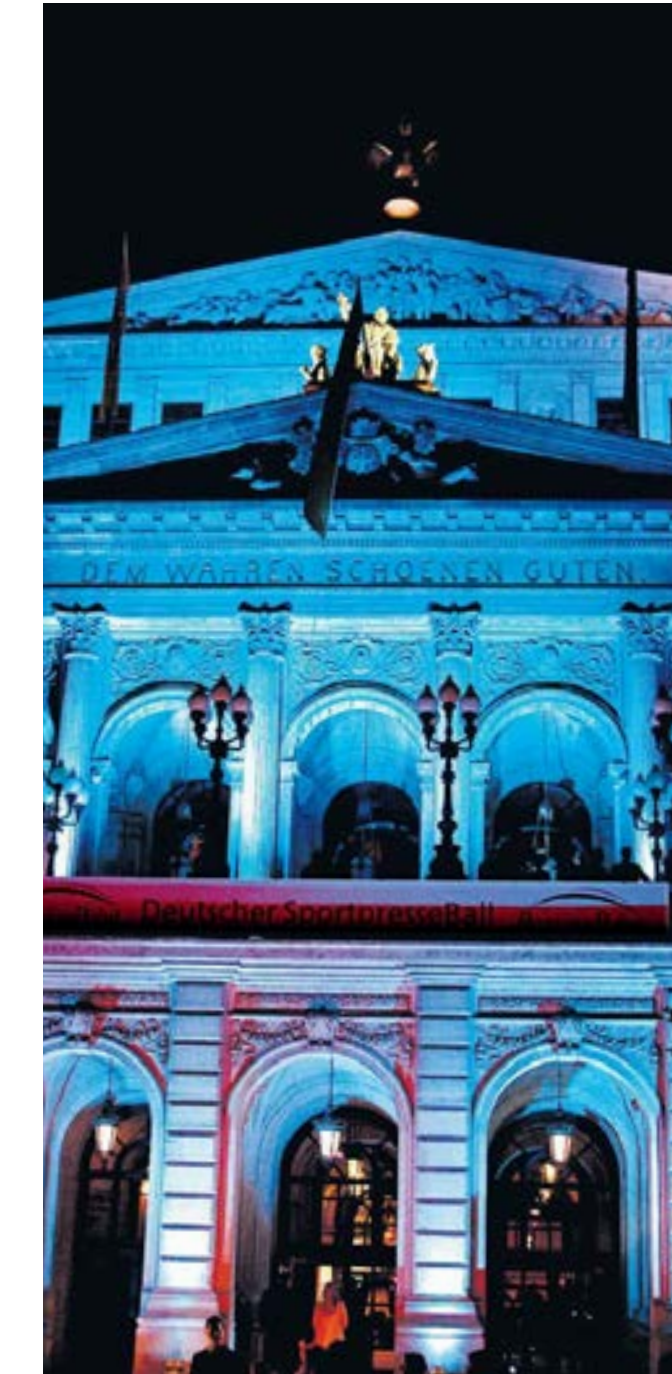
Deshalb ist es mutig, was die Bayerische Akademie der Schönen Künste in München für die kommenden zwei Monate plant. „Was ist noch schön an den Künsten?“, lautet das Thema einer neuen Vortragsreihe. Sieben prominente Kunstwissenschaftler und Philosophen werden sich um eine Antwort bemühen. Und mit der Frage „Was ist noch schön an den Künsten?“ geht die Akademie, deren Präsident seit einem Jahr der frühere Hanser-Verleger Michael Krüger ist, auch an die Grundlagen der eigenen Institution.

WAS IST NOCH SCHÖN AN DEN KÜNSTEN?

Nach geltender Nomenklatur müsste die Antwort lauten: Gar nichts ist schön an den Künsten. Es ist die Warenwelt, die heute permanent von der Schönheit kündigt – im Kunstdiskurs hingegen sprechen von dem einstigen Zentralbegriff der abendländischen Ästhetik allenfalls noch die Laien.

Dass dem so ist, daran sind die „Schönen Künste“ selbst nicht unbeteiligt. In dem das 18. Jahrhundert die „schönen“ von den bloß „nützlichen“ Künsten schied, trennte es sie endgültig vom gesamten Bereich des Kunsthandwerks. Damit kam die Kunst auf einen Sockel, der den „beaux arts“ die vollständige Autonomie sicherte. Doch die Sonderstellung war es auch, die die Künstler mit ihrer Rolle als Schönheitsproduzenten bald nicht mehr zufrieden sein ließ.

Schon die Romantiker stellten das „Interessante“ neben das „Schöne“ und schufen damit die bis heute für die Kunstbeurteilung eigentlich gültige Kategorie. In seiner Abhandlung „Über das Studium der griechischen Poesie“ beschrieb Friedrich Schlegel 1797 das Interessante als Stufenfolge vom „Piquanten“ bis zum „Choquanten“, das sich vom „Abenteuerlichen“ über das „Ekelhafte“ bis zum „Grässlichen“ steigere. Was damit gemeint war, muss man den Besuchern heutiger Kunstausstellungen und Theaterinszenierungen kaum erläutern. Schönheit reicht nicht aus für die Art von Erregungspotenzial, die auch heute noch der Kunst die eigentliche Aufmerksamkeit sichert. Und selbst wenn das „Choquante“ von heute manchmal bloß das Interessante von gestern ist, so bleibt die Forderung, dass eine Skulptur oder ein Bühnenbild auch „einfach einmal wieder schön“ sein dürfe, tabu. Sie erweist den Sprecher unweigerlich als kleinbürgerlich, kitschgefährdet, weltfremd und engstir-



„Dem Wahren Schoenen Guten“ ist die Alte Oper in Frankfurt am Main gewidmet – das lässt sich heute gut fürs Marketing verkaufen. FOTO: IMAGO/HOFFMANN

nig. Wird sie von Intellektuellen gestellt, was manchmal vorkommt, dann klingt sie nicht nur ausgesprochen konservativ, sondern in der Regel auch verlogen. Wir können vom Schönen schon deshalb nur noch zitathaft sprechen, weil uns die Kriterien für seine Feststellung fehlen.

Das war nicht immer so. Bis weit in die Neuzeit hinein gelten für das Schöne sehr wohl konkrete Zuschreibungen: Als klassisch schön gilt, was in wohlgeordneten Proportionen steht, das Ebenmäßige. Schon für die Antike befindet sich das Schöne in Übereinstimmung mit der Ordnung der Welt, ist nach ihren Gesetzen aufgebaut. „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ oder umgekehrt „Vielfalt in der Einheit“

lautet die oft wiederholte Definition. Vor allem aber ist Schönheit eine Qualität, die den Dingen objektiv zukommt und deshalb von jedem erkannt werden kann.

Den Bruch brachte auch hier das 18. Jahrhundert. „Schönheit ist keine Qualität in den Dingen selbst“, erklärte der englische Philosoph David Hume, „sie existiert lediglich im Geist dessen, der sie betrachtet; und jeder Geist nimmt eine andere Schönheit wahr.“

Schönheit liegt im Auge des Betrachters: Diese einst revolutionäre These gilt uns heute meist als das Einzige, was sich sinnvollerweise noch über Schönheit sagen lässt. Der eine findet halt diesen Film schön, der andere jenen, und der dritte

liest lieber Romane.

Subjektiv ist nicht nur die Rezeption, sondern auch die Produktion. Künstler orientieren sich schon lange nicht mehr an den engen Grenzen von Gattungen und den ihnen einst spezifischen Schönheitsnormen. Für die heutige Kunstkritik kommt noch erschwerend hinzu, dass sie es fast immer mit Kunst aus mehreren Epochen zu tun hat, die dem jeweiligen Geschmack ihrer Zeit entspricht. Wie sollte Schönheit da in der Argumentation über Kunst noch funktionieren?

Dass alles ändert aber nichts daran, dass Schönheit weiterhin als erfahrbares Phänomen existiert – vielleicht sogar in mehr Kontexten als je zuvor. Unser Alltag ist einer Ästhetisierung unterworfen wie nie zuvor in der Geschichte, sie betrifft das neue Auto und das Smartphone ebenso wie unsere Lebensmittel. Wir designen sogar die eigenen Körper, die Maßnahmen reichen von regelmäßigen Sport bis zur Schönheitsoperation. Man kann das durchaus als eine Form der Demokratisierung von Schönheit begreifen, die damit von den Künsten in die Lebenswelt emigriert wäre: Jeder Mensch ist ein Künstler, wenn auch nur an sich selber.

Bis weit in die Neuzeit hinein galten für das Schöne sehr wohl konkrete Zuschreibungen

Aber auch die Naturwissenschaften haben die Erzählung von der Subjektivität der Schönheit in den vergangenen Jahren gründlich hinterfragt. So belegt die Attraktivitätsforschung immer wieder, dass das Schönheitsempfinden nur zu geringen Teilen historisch und kulturell bedingt ist. Schon Neugeborene bevorzugen schöne Gesichter, und es sind exakt die alten Kategorien von Proportion und Symmetrie, die dabei zählen.

Auch die Kulturwissenschaftler nutzen diese Ergebnisse längst: So macht der Komparatist Winfried Menninghaus die Evolutionsbiologie für eine neue Philologie des Schönen fruchtbar. Und der Philosoph Wolfgang Iser hat kürzlich die These aufgestellt, dass das Gehirn im Schönheitsempfinden seine eigene Übereinstimmung mit der Natur feiere – und dass die Schönheit damit eben doch intersubjektiv sei. In jedem Fall ist die Ästhetik an den Universitäten derzeit eine äußerst rege Disziplin, auch dort, wo sie vielleicht nicht mehr vom Schönen spricht.

Aber auch in den Feuilletons leben die alten Kriterien fort: So sprechen Literatur- und Architekturkritik vom „Rhythmus“ eines Romans oder einer Gebäudefassade und verwenden damit selbstverständlich Proportionskriterien. In der Forderung nach „innerer Stimmigkeit“ eines Kunstwerks lebt die gute alte Harmonie fort. Und selbst die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ bleibt ein Rezensionskriterium: Ein Pianist, der ein Stück einformig herunterrattert, bekommt ebenso schlechte Kritiken wie einer, der über lauter Details völlig den Zusammenhang verliert. Und, Hand aufs Herz: Dass die Buchrezensionen, Filmkritiken, Ausstellungsbesprechungen vollkommen subjektiv seien, glauben manche Kritiker auch eher ungern.

Auch um die eigenen Kriterien im Sinne des Publikums zu prüfen und zu schärfen, wollen wir deshalb in den nächsten Wochen an dieser Stelle über die einzelnen Vorträge der Bayerischen Akademie der Schönen Künste berichten – und gemeinsam über das Schöne nachdenken.

Termine unter www.badsk.de